

Peter Bohning

Die „schöne Alte“ und „la nada cotidiana“, das tägliche Nichts

Kuba vom 23. 11. 1997 bis 17. 1. 1998,
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Zur Person	580
Es ist bereits alles gesagt	580
Bienvenido en Cuba - ein „dunkles“ Kapitel	581
Havanna will erhört sein	582
Karibischer Sozialismus: Wer ist der letzte?	583
Einheits-Wahl: „Keine Demokratie kann besser sein“	586
Erste Wahl: Ein Hemd von „Nike“	587
Partnerwahl: Drei Tage Honigmond für alle	588
Was Papst und Kartoffel gemeinsam haben: Alltag in der Spezialperiode	589
Bröckelndes Erbgut: Die Altstadt Havannas	594
Revitalisierung mit Mojitos	597
Epilog	599



Peter Bohning, Jahrgang 1967, aufgewachsen in der ostwestfälischen Bördelandschaft Warburgs, studierte im hessischen Gießen Geschichte, Journalistik, Spanisch und Geographie. Zwischendurch verbrachte er rund zwei Jahre in Spanien, wohnte und schrieb in Barcelona, Madrid und Santiago über Land und Leute, und veröffentlichte unter anderem einen Reiseführer über „Galicien und den Jakobsweg durch den Norden Spaniens“. Als Praktikant, Redaktionsassistent und freier Mitarbeiter war und ist er zudem bei folgenden Einrichtungen zu lesen und zu hören: Westfalen-Blatt, Gießener Allgemeine, Ober-

hessische Presse, Gong, Esquire, *Globo*, Playboy, Frankfurter Allgemeine, F.A.Z.-Büro Madrid, Radio Köln und WDR. Als Redakteur der Aachener PROSPEKT-Fernsehproduktion war er zuständig für ein Reisemagazin der Deutschen Welle, Reise-, Service- und aktuelle Berichte für den WDR, SAT. 1 und Pro 7. Mittlerweile arbeitet er als freier Journalist in Köln.

Es ist bereits alles gesagt

17. Januar 1998, 15 Uhr im Flughafen von Madrid. Nach knapp zwei Monaten zurück in Europa. Das Flugzeug von Havanna hierher hatte sechs Stunden Verspätung, der Anschlußflug ist weg. Zeit, endlich mal wieder eine richtige Zeitung zu lesen. Die Blätter sind von einem Thema beherrscht: Kuba.

Der Papst reist auf die Insel, und als seine Vorhut 3 000 Journalisten. „Feuer und Wasser“ treffen aufeinander, Fidel Castro und Johannes Paul II., die beiden dienstältesten Potentaten unserer Zeit **wollen** sich die Hand reichen - ein klassischer Fall von Medienereignis. Der Gedanke drängt sich auf, wohl nichts über die eigenen Erfahrungen auf Kuba schreiben zu können, was nicht kurz zuvor schon überall gesagt worden ist. In den darauffolgenden Tagen wird seitenweise berichtet, über eine neue katholische Zeit für Kuba spekuliert, das Fernsehen vermittelt tiefe Einblicke in die Kochtöpfe kubanischer Haushalte. Nach vier Tagen und Messen flaut der mediale Sturm, der mit dem Wort Gottes über die Insel fegte, schlagartig ab. Die beiden alten Männer werden in ihrer Publikumswirksamkeit von einer gewissen Monica Lewinsky ausgestochen. Geblieben ist die Erkenntnis, daß ein klassisches Medienereignis auch ein klassisches Beispiel für das oberflächliche journalistische „Abgrasen“ eines Landes sein kann. Und daß es deshalb noch viel über Kuba zu schreiben gibt, was nicht bereits überall gesagt worden ist.

Bienvenido en Cuba — ein „dunkles“ Kapitel

Havanna bekommt bald einen neuen Flughafen. Und verliert damit eine echte Attraktion: den alten. Es ist zwar neblig, als der vollbesetzte Jumbo-Jet auf die Landebahn des „Aeropuerto Internacional Jose Marti“ klatscht. Trotzdem läßt sich im Anflug schemenhaft erkennen: Der Airport der Zwei-Millionen-Stadt Havanna hat ungefähr die Ausmaße eines ostwestfälischen Regionalflughafens. Ein einzelnes, angerostet wirkendes Flugzeug ist außer unserem auszumachen. Die Paßkontrolle erinnert an die Schalterhalle eines deutschen Postamtes in den frühen 70ern. Hölzerne Kisten mit Glasscheibe, in denen unwillige Uniformierte lästige Pflichten erledigen. Und das entspricht doch sehr dem Bild, daß man sich im Vorfeld eines Besuches in einem der letzten Refugien des real existierenden Sozialismus gemacht hat.

„November 1997: Mehr als eine Million“ - verkündet ein buntes Plakat an der Wand hinter den Schalterkisten. Touristen sind damit gemeint - und die Masse von Passagieren, die mit mir aus dem Flugzeug quillt, spricht für sich. Karibik-Urlaub mit prickelndem sozialistischem Flair: Kuba, die „Perle der Antillen“, ist mittlerweile ein beliebtes Reiseziel. Mehr als eine Million waren es 1997 tatsächlich, für die nächsten Jahre wird besonders aus deutschen Landen mit erheblichen Zuwachsraten gerechnet. Die Touristen sind die Hoffnung des Landes, ihre Dollars sollen Kuba endlich von der fatalen Abhängigkeit vom Zucker befreien. Dafür werden auch sozialistische Ideale schnell über Bord geworfen. Die kubanische Führung tut viel dafür, daß die geschätzten Gäste nicht merken, wie groß die Not im Land eigentlich ist. Wenn zukünftig auch in Havanna die „Tuis“ und „Neckermänner“ in modernem Vestibül abgefertigt werden können - dann müssen sie nicht einmal merken, was Kuba von der Dominikanischen Republik unterscheidet. Und wer direkt im Touristenparadies Varadero landet, bekommt davon auch heute schon kaum etwas mit.

Hinter mir probiert ein älteres Ehepaar schon mal die Strohhüte vom letzten Jahr auf - man ist bereits zum vierten Mal hier. Immer schönes Wetter, und man kann ja so herrlich entspannen hier. Wie die meisten werden die beiden schon bei der Paßkontrolle von ihrem Reiseveranstalter aus der Menge geklaubt und zum Charterbus gelotst, der sie dann in ihr Urlaubshotel bringen wird. Dort sind sie dann vor jeglicher Unbill geschützt. Dort gibt es fest zugeteilte Reisebegleiter, keinerlei Versorgungsengpässe, und belästigt wird man auch nicht, denn die Kubaner haben keinen Zutritt, wenn sie nicht gerade zum Personal gehören. Die Halbinsel Varadero und viele andere Hotelbezirke auf Kuba, zum großen Teil unter westlichem Management, sind eine Welt für sich und haben mit der kubanischen Realität nichts mehr zu tun. Wer will, kann auf der Insel ein touristisches Inseldasein führen, zwischen Tauchkursen und afrokubanischer Animation - und viele tun das auch. Die griffigste Beschreibung für das kubanische Tourismusgeschäft gab mir

Wochen später der Chef einer Tanzgruppe, die regelmäßig in von einem deutschen Unternehmen geführten Hotel zur Animation der Gäste auftritt: „Für uns Kubaner sind die Hotels eingezäunte Staats-Plantagen, in denen Dollars auf den Bäumen wachsen. Uns bleibt das Fallobst.“ Mit mir bleibt von der **Jumbo-Belegschaft** nur eine Handvoll Fluggäste übrig, die auf eigene Faust ein Gefährt sucht, um nach Havanna zu kommen. Fallobst eben, um das sich vor dem **Flughafengebäude** hunderte von „taxistas“ reißen.

Havanna will erhört sein

Im Zentrum Havannas gibt das alte Auto Marke „Moskwa“ zum dritten Mal seinen Geist auf. Eine gute Stunde hat sich das klapprige Gefährt mit seinem 70 Jahre alten Fahrer und einem bleichen Jungjournalisten auf dem mehrfach geflickten Beifahrersitz durch den chaotischen Verkehr vom Flughafen bis hierher durchgekämpft. Jetzt stehen wir im Dunkeln. Außer ein paar schattenhaften Gestalten und Schutthaufen ist kaum etwas zu erkennen. Nach Sonnenuntergang kann es im Zentrum von Havanna so finster sein wie in einem Kohlenkeller, beleuchtet sind nur die wichtigsten Punkte der Zwei-Millionen-Stadt.

Wie mir denn so Havanna gefällt, fragt der alte Taxifahrer höflich, während er mit allen Tricks versucht, den müden Motor seines „Moskwa“ wieder in Gang zu bringen. Daß gar nichts zu sehen ist, scheint er nicht zu bemerken. Im Schrittempo schaukeln uns Autos durch Schlaglöcher entgegen, ihr funzeliges Licht wirft ab und zu einen fahlen Schein auf heruntergekommene Hausfassaden. Vorsichtshalber frage ich den Fahrer nochmal, ob wir auch ganz sicher im Zentrum Havannas sind. Statt einer Antwort verriegelt er alle Türen von innen und orgelt weiter. „Is gefährlich hier um diese Zeit“, murmelt er und läßt mich schließlich zwei Straßen weiter vor einem Hotel am Rand der Altstadt ab, dessen winziges Schild buchstäblich der einzige Lichtblick weit und breit ist. „**Bienvenido en Cuba**“, herzlich willkommen in Kuba, sagt der Hotelangestellte, nachdem er mir den japanischen Farbfernseher, die vorsintflutliche Klimaanlage und das chinesische Radio auf jeweils volle Kraft gestellt hat. Aus dem Zimmerfenster im siebten Stock werfe ich einen ersten Panoramablick auf Havanna: Ein dunkles Häusermeer ohne das glitzernde Licht von Reklamewänden, Restaurants, Boulevards und Geschäften. Die Mondsichel hängt wie ein Wiegemesser im Nachthimmel - ein sicheres Zeichen dafür, am anderen Ende der Welt zu sein. Von irgendwoher dringen **Salsa-Rhythmen** herauf, spanisch klingende Sprachfetzen gemischt mit knatternden Motorgeräuschen. Wer diesen Sound einmal gehört hat, kann Havanna auch mit geschlossenen Augen erkennen. Wozu dann Straßenbeleuchtung?

Karibischer Sozialismus: Wer ist der letzte?

Kuba kennt jeder. Der Revolutionsheld Che Guevara war einst so populär wie die Rolling Stones und die Monroe. Das Porträt, das der Fotograf Alberto Korda im März 1960 von dem argentinischen Arzt in kubanischen Revolutionsdiensten machte, gilt als das meistveröffentlichte Foto der Geschichte. Generationen von Jugendlichen erkoren den schönen Guerrillero zu ihrem Idol, die Zuckerinsel mit den bärtigen Revolutionären galt vielen als Musterbeispiel für geglückten Sozialismus. Das kleine Kuba bot den allmächtigen USA wie ein biblischer David die Stirn, und das weckte besonders in Zeiten des Vietnamkrieges viel Sympathie.

Seit dem Ende des Kalten Krieges und der Auflösung der Sowjetunion ist vieles anders geworden. Aus dem „Viva la revolución“ der fetten Jahre ist das zweideutige „Quien es el Ultimo“? („Wer ist der letzte“?) geworden, mit dem sich Kubaner in die ewigen Warteschlangen einreihen, die sich vor allem und jedem bilden. Diese Schlangen sind das sichtbarste Zeichen dafür, daß dem karibischen Sozialismus wirtschaftlich die Luft ausgegangen ist. Fidel Castro sah sich gezwungen, eine „Spezialperiode“ auszurufen, die nichts anderes als der Versuch ist, dem Volk den Bankrott als kämpferische Herausforderung für den endgültigen Sieg der Revolution zu verkaufen.

Das revolutionäre Kuba war immer auf kräftige wirtschaftliche Unterstützung der sozialistischen Bruderstaaten angewiesen, die so ihren „unsinkbaren Flugzeugträger“ vor der Haustür der USA zum Musterknaben pöppelten. Man ließ es sich viel kosten, den USA buchstäblich vor Augen zu führen, wie süß das sozialistische Leben sein kann. Die Sowjetunion kaufte die kubanische Zuckerproduktion zu weit überhöhten Preisen auf, lieferte mehr Erdöl nach Havanna als die Kubaner verbrauchen konnten. „Es hat uns an nichts gefehlt“, erinnert sich die 28jährige Dixia heute an diese Zeit. „Kein Luxus, aber mit einem normalen Einkommen von 200 Pesos mußte sich niemand Sorgen machen.“

Jetzt haben westliche Hotelmanager die russischen Militärberater abgelöst und der amerikanische Dollar ist die eigentliche Währung des Landes. Auf jede erdenkliche Art und Weise versucht die kubanische Regierung ihre marode Kasse mit Dollars zu füllen - mit einer seltsam unverhohlenen kapitalistischen Attitüde, von der die Bevölkerung weitgehend ausgeschlossen bleibt. Während staatlich gesteuerte Unternehmen der eigenen Bevölkerung importierte Waren des täglichen Bedarfs zu hohen Preisen in Dollars verkaufen, prangen Durchhalte-Parolen wie „Socialismo o Muerte“, Sozialismus oder Tod, in frischen Farben an Mauern und Fassaden. Politisch entspricht die subtropische Insel den monströsen Eisfächern der amerikanischen Kühlschränke aus den 50ern, die in keinem kubanischen Haushalt fehlen: Von Tauwetter keine Spur.

Kuba ist eine sozialistische Republik, seine politische Struktur ist ein poststalinistisches System mit totalitärem Charakter. Das Machtmonopol liegt uneingeschränkt in den Händen eines Mannes. Fidel Castro ist erster

Sekretär der Kommunistischen Partei Kubas, er ist Staatspräsident und Regierungschef, behält sich die Oberaufsicht über Wirtschaft und Militär direkt vor. Personen innerhalb der kubanischen Führungsriege spielen im Vergleich zu Fidel Castro nur begrenzt eine eigenständige Rolle.

Die Kommunistische Partei Kubas mit ihren rund 500 000 Mitgliedern hat eine streng hierarchische Struktur. Sie ist die einzige Partei des Landes und laut Verfassung für die Führung der Gesellschaft verantwortlich. Den Massenorganisationen wird dabei jegliche Eigenständigkeit abgesprochen, wie zum Beispiel der Gewerkschaft CTC, die lediglich als der verlängerte Arm der Partei gilt. Die Bevölkerung ist über die sogenannten „Komitees zur Verteidigung der Revolution“ (CDR) mit ihren geschätzten 5,5 Millionen Mitgliedern weitgehend in das hierarchische System eingebunden. Die CDR dienen neben einem umfassenden Netz des staatlichen Sicherheitsdienstes als Sensor für Stimmungslagen innerhalb der Bevölkerung: Ein Überwachungsstaat also, flankiert von einer 300 000 Mann starken Armee, der über ein Rationierungssystem wie ein Vormund für seine Bevölkerung sorgt und durch sein relativ festes Informationsmonopol bestimmen kann, was die Kubaner wissen dürfen und was nicht. Eine nennenswerte Opposition gibt es nicht, „unangenehme“ Genossen werden je nach Bekanntheitsgrad durch Repressalien und Gefängnis mundtot gemacht oder abgeschoben.

Die nüchterne Analyse des real existierenden Systems auf Kuba wirkt abschreckend. Dementsprechend werden die Kubaner von der einflußreichen Lobby der Exilkubaner in Miami als ein unterdrücktes und entrechtetes Volk dargestellt, das Regime schlicht als verbrecherisch. Doch diese Sicht ist genauso eindimensional wie die nostalgische Sympathie, die gewisse links-orthodoxe Kreise für die Politik Fidel Castros empfinden mögen. Wie die Kubaner selbst damit leben und wie sie sich ihre Zukunft vorstellen, ist so widersprüchlich und zwiespältig, daß man als neugieriger Journalist im Grunde mit mehr Fragen als Antworten von dort zurückkehrt.

So muß der Besucher nach wenigen Stunden vor Ort zunächst feststellen: Das bunte Treiben in den Straßen Havannas mit seiner Geräuschkulisse und seinen geschäftigen Menschen hat so gar nichts von einem grauen sozialistischen Alltag. Das Leben spielt sich auf der Straße ab, was bei einer Durchschnittstemperatur von 25 bis 30 Grad, je nach Region, ja auch nicht sonderlich verwundert. Manche haben geschrieben, Kuba könne sowieso niemals einer DDR oder einer Sowjetunion gleichen, weil es den Kubanern schlicht unmöglich sei, im Gleichschritt zu marschieren - ihnen käme immer wieder der von der Synkope gebrochene Rhythmus in die Quere, der in Kuba allgegenwärtig ist. Son, Rumba, Mambo: Kuba lebt mit seiner Musiksoße, treffend Salsa genannt - „klingender Rum, mit den Ohren zu trinken“, wie der kubanische Dichter Nicolas Guillén einmal gesagt hat. Die Synkope, die minimale Zeitverzögerung im Takt, undenkbar für einen schmissigen Militärmarsch, beinhaltet an sich schon eine gewisse Anarchie.

Was eine Verurteilung des politischen Systems so schwierig macht, ist zudem die Rolle, die Fidel Castro in Kuba spielt. Der „maximo lider“ ist durch die Verehrung, die ihm nach wie vor von einer breiten Bevölkerungsschicht entgegengebracht wird, die eigentliche Legitimation des kubanischen Staatswesens. Er gilt immer noch, trotz der offenliegenden Probleme und seiner zunehmenden Vergreisung, als oberste Berufungsinstanz. „Wir sind keine Kommunisten, sondern Fidelisten“, bringt das der Musiker Enrique auf eine knappe Formel. Fidel ist Kuba in Person. Vor allem für die ältere Generation ist er der Befreier und derjenige, der dem kubanischen Volk seine Identität und Souveränität verschafft hat. „Durch ihn bin ich erst zu einer Persönlichkeit geworden“, erzählt mir Magda, eine 85jährige Schwarze. Bis zur Revolution sei ihr nichts anderes übrig geblieben, als bei reichen weißen Leuten für einen Peso im Monat den Haushalt zu führen, während die Familie hungerte. „Wir haben leere Suppentöpfe und Schüsseln auf den Tisch gestellt und uns davor gesetzt, damit die Nachbarn nicht merkten, daß wir gar nichts zu essen hatten.“ Daß sie nach der Revolution nach Havanna gehen und arbeiten konnte, wo es ihr beliebte, habe sie Fidel ebenso zu verdanken wie die Tatsache, daß ihre Tochter und ihre Enkelin studieren durften. Das hat ihm die greise Magda bis heute nicht vergessen.

Zu den Wahlen im Januar 1998 stand sie um fünf Uhr morgens auf, um die erste Wählerin im Wahllokal zu sein. Stolz zeigt sie den Blumenstrauß, der ihr dort überreicht worden war. Eine glühende Kommunistin sei sie deswegen nicht. Sie wisse nur, daß es ihr vor 1959 schlechter ging als jetzt, auch in diesen Zeiten des Mangels, wo selten mehr als Reis mit schwarzen Bohnen auf den Tisch kommt. Daß ihre Tochter als Bibliothekarin nach Feierabend an der Straße steht, um mit magerem Gewinn die ihr zugeleiteten Zigaretten zu verkaufen, daß ihre Enkelin als Architektin ihr Geld mit Maniküre verdienen muß - für Magda ist die Hauptsache, daß beide eine gute Ausbildung genossen haben. Sie sitzt auch noch immer gebannt vor dem russischen Schwarz-Weiß-Fernseher, wenn Fidel stundenlang bei allen möglichen Gelegenheiten in stockenden, unvollständigen Sätzen seine Ansichten darlegt. Der Rest der Familie schaut überhaupt nicht hin.

Magda wird immer „Fidelistin“ bleiben, doch in ihrer Familie wie in vielen anderen kubanischen Haushalten wird hinter verschlossenen Türen heiß diskutiert, wie die Zukunft einmal aussehen soll, wenn Fidel eines Tages nicht mehr da ist. Und überall trifft man auf die gleiche Ratlosigkeit. Zwar gilt Fidels Bruder Raul als der designierte Nachfolger, aber der besitzt, gedrungen und bartlos, schon rein äußerlich nicht das Charisma Fidels. Er ist unbeliebt, doch wer soll an seiner Stelle das Ruder übernehmen, die Veränderungen herbeiführen, die so überfällig sind?

Unmutsäußerungen hört man überall auf der Straße. Die Furcht, als „Asozialer“ auf die Polizeiwache zu geraten, ist längst nicht mehr so groß wie vor einigen Jahren noch. Julio, ein drogenabhängiger Arbeitsloser, führt meiner Nachbarschaft sogar nicht ohne gewissen Stolz seine Platzwunden an Lippe und Kopf vor, die ihm eine Polizeipatrouille zuge-

fügt hat. Er hatte dem vorbeifahrenden Polizeitransporter einige nicht zitierfähige Schimpfworte hinterhergebrüllt, bei denen angeblich auch Fidel nicht gut weggekommen sei. Doch eine öffentliche Diskussion findet nicht statt, sie zu führen trauen sich offenbar aus Furcht vor Repressalien nur wenige. Man wartet ab. Bereits vor fünf Jahren schrieb der im Exil lebende kubanische Autor Jesus Díaz, daß ein „Schrei nach Veränderung“ die Insel durchhalle, der sich in Form einer „nervenzerrüttenden Stille, einer entsetzlichen Ruhe“ ausdrücke. In ihrer Stummheit seien die Kubaner einzig darauf versessen, ihre tägliche Nahrung zu sichern; sie seien „gelähmt durch die Schreckgespenster der Vergangenheit und die Angst vor einer Zukunft, die entgegen allen Vorhersagen noch schlimmer ausfallen könnte als die höllische Gegenwart, in der sie ihr Leben fristen“. Daran hat sich bis jetzt noch nichts geändert. Der karibische Sozialismus der Gegenwart ist für die große Mehrheit der Kubaner ein täglicher Kampf ums Überleben. Die Schriftstellerin Zoé Valdés nennt dies „la nada cotidiana“, das tägliche Nichts. Sich für Veränderungen einzusetzen und zu engagieren, dafür fehlen die Kraft und die Zeit.

Die über die staatlichen Medien transportierte revolutionäre Rhetorik langweilt, und statt für die große Politik interessierte man sich während meines Aufenthaltes eher brennend für die Folgen einer brasilianischen TV-Seifenoper namens „La última víctima“ (Das letzte Opfer). Ein regelrechter Straßenfeger, in dem es um eine Mordserie innerhalb einer steinreichen Unternehmer-Dynastie ging, die eine Welt zwischen Luxuslimousinen, Champagnerparties und Sommerchalets repräsentierte. Die Serie hatte so gar nichts mit der kubanischen Realität zu tun, doch habe ich keinen Kubaner getroffen, der nicht bestens über den Stand der Ermittlungen in „Das letzte Opfer“ informiert war.

Einheits-Wahl: „Keine Demokratie kann besser sein“

Ein Stimmzettel in Kuba ist übersichtlich. Ein großer leerer Kreis, in den 7 797 794 Wahlberechtigte ein Kreuz einfügen dürfen. Darunter sind einige Kandidatennamen aufgelistet. Wer will, darf auch hier noch ein paar Kreuze machen. Aber wer für „den besten“ stimmen will, und so haben es wochenlang Zeitungs-Spezialausgaben, Fernseh-Sondersendungen und Plakatwände empfohlen, der beläßt es bei dem einen Kreuz. Wer dann ins Parlament einzieht, kann so nämlich die Partei bestimmen. Am 11. Januar 1998 waren die Kubaner aufgerufen, auf diese Weise ein „Einheitsvotum“ für 601 Abgeordnete und 1192 Provinz-Delegierte abzugeben. Obwohl es keine Alternative zum „Einheitsvotum“ gab, feierten alle Zeitungen und das Fernsehen diese Wahlen als die demokratischsten der Welt.

„Keine Demokratie kann besser sein als die, die Millionen von Kubanern in jenen Stunden ausüben“, so ließ der kubanische Außenminister Roberto Robaina am Tag vor der Wahl verlauten. Er sei sicher, daß die Wahlbeteili-

gung außerordentlich hoch sein werde, schließlich „brauchen Milliarden von Menschen auf dem Planeten diese Botschaft der Kubaner“. Und der Außenminister geriet darüber ins Schwärmen: „Wir stimmen alle für den Glauben an unsere Träume, für die wahrhaft demokratischen Ideale, für die Liebe, für die Gesundheit, für die Erziehung, für das Lächeln unserer Kinder, für unsere Geschichte und unsere sozialistische Revolution. Dies wird unsere klare Botschaft an die Welt sein und gleichzeitig der überzeugendste und schönste diplomatische Akt.“ Ähnlich blumig äußerten sich auch andere Politiker zur Bedeutung der Wahl. Jene „Hetzkampagnen“, die die kubanischen Wahlen als undemokratisch bezeichneten, seien hingegen dreckig und infam.

Man sparte nicht mit großen Worten in diesen Tagen und je näher der Wahltermin rückte, desto ausdrücklicher wurde das „Einheitsvotum“ zum revolutionären Akt stilisiert. „Herr unseres Schicksals zu sein, das ist die Revolution“ überschrieb die Zeitung „Juventud Rebelde“ ihren seitenlangen Wahlaufdruck, in dem im wesentlichen Fidel Castro zu Wort kam. „Etwas sehr wichtiges, das wir niemals vergessen dürfen“, wurde der Comandante en Jefe aus seiner Rede in Santiago de Cuba zitiert, „ist, daß man der ideologischen Offensive des Feindes immer die ideologische Offensive der Revolution entgegensetzen muß“: Ein millionenfaches Kreuzchenmachen als kollektive Heldentat, was der Zeitungscharakterist von „Juventud Rebelde“ sogleich bildlich umsetzte: Ein kubanischer Boxer schlägt dem amerikanischen Uncle Sam ein blaues Auge - und das Veilchen sieht aus wie ein „Einheitsvotum“.

Am Wahltag ist um elf Uhr vormittags wenig los in dem Wahllokal im Zentrum von Havanna, in das ich einige kubanische Freunde begleite. Eine kleine Pionierin salutiert vor jedem Wähler, der seinen Zettel in die Urne wirft. Es geht schweigsam zu. Wieder draußen, zeigt sich der Bauarbeiter Jörg empört. Zum Ankreuzen habe man ihm einen Bleistift in die Hand gedrückt. „Da kann man ja wieder alles wegradieren“, schimpft er. Sein „No“ hätte er lieber mit einem Kuli auf den Zettel geschrieben. „Da hätten sie dann den ganzen Zettel wegschmeißen müssen.“

Drei Tage später vermeldet die Zeitung „Granma“, offizielles Organ der Kommunistischen Partei Kubas, das Wahlergebnis sei ein überwältigendes Votum zugunsten der Revolution und des politischen Systems - bei einer Wahlbeteiligung von 98,35 Prozent.

Erste Wahl: Ein Hemd von „Nike“

Zwischen der Wahlberichterstattung findet sich in der Zeitung „Juventud Rebelde“ noch ein anderer Artikel. Unter der Überschrift „Zwischen Unschuld und Frivolität“ wird darin gerätselt, was kubanische Jugendliche wohl dazu veranlassen mag, sich die amerikanischen „Stars and Stripes“ auf die Fingernägel zu lackieren und ihre T-Shirts mit westlichen Marken-

zeichen zu verschandeln. Berichtet wird von verzweifelten Eltern, die nur mit drakonischen Erziehungsmaßnahmen ihre Sprößlinge davon abhalten können. Zu Wort kommen Experten von der Soziologin bis zum Historiker, man gibt den Lesern Argumentationshilfen, wie der eigentlich vorhandene „instinktive Antiimperialismus“ dieser Kinder gestärkt werden könne.

Zwar ist in dem Artikel von gewissen Einzelfällen die Rede, doch wer darauf achtet, wird feststellen, daß es sich eher um eine generelle Erscheinung handelt. „Die meisten Mädchen, die ich bediene, wollen die amerikanische Flagge auf mindestens einem Fingernagel haben“, sagt die Architektin Natalia, die ihren Lebensunterhalt mit Maniküre bestreitet, weil sie damit dreimal so viel verdient wie als Staatsbedienstete. „Wenn ich das nicht könnte, wäre ich aus dem Geschäft.“ Die kubanische Flagge habe von ihren Kundinnen übrigens noch keine haben wollen.

Wenn ich mal wieder komme, soll ich ihm doch ein T-Shirt mitbringen, bittet mich irgendwann ein Junge aus der Nachbarschaft. Die Farbe sei egal, nur „Nike“ soll möglichst dick draufstehen. Tatsächlich kann man jungen Kubanern mit einem Marken-Shirt die größte Freude machen. Und wenn man mehrmals am Tag neidvoll darauf aufmerksam gemacht wird, daß die eigene Hose ja von der und der Firma sei, möchte man fast behaupten, daß die Markenfixierung in Kuba noch viel ausgeprägter ist als auf deutschen Schulhöfen. Wer sich keine Markenklamotten leisten kann, malt die Embleme amerikanischer Firmen eben mit dem Filzstift auf sein Hemd oder die Turnschuhe. Daß es sich dabei um die „Insignien des ideologischen Feindes“ handelt, ist ihnen sichtlich schnuppe.

Partnerwahl: Drei Tage Honigmond für alle

Das Hotel „Lido“ ist einigermaßen berüchtigt. Mit 30 Dollar pro Nacht gehört es zu den billigsten Hotels in Havanna. Es sind nur 50 Meter zum Paseo de Prado, jener Flaniermeile, die den Ramblas von Barcelona nachempfunden ist, und an der unter anderem das berühmte Hotel Sevilla liegt. Im „Lido“ steigen viele junge Touristen ab, die meisten von ihnen sind Deutsche. Abends trifft man sie auf der Dachterrasse des Hotels, auf der es angeblich die besten Hähnchenschenkel der Stadt gibt und die einen herrlichen Blick über Havanna bietet. An den Plastiktischen dominieren Frankfurter und Stuttgarter Dialekt. Kubaner trifft man selten hier, ab und zu ein paar leichte Mädchen oder Bekannte des Hotelportiers. Doch sind mitunter auch junge kubanische Paare zu sehen, die sich verschüchtert und schweigsam einen Abend lang an zwei Getränken festhalten. „Frisch verheiratet“, werde ich aufgeklärt. Der kubanische Honigmond, „luna de miel“, besteht aus einem dreitägigen Hotelaufenthalt im Wert von 300 Dollar. Ein Geschenk der Regierung an die frischgebackenen Eheleute. Natürlich kommen nur die billigeren Hotels dafür in Frage, aber immerhin: nicht wenige geben sich deswegen das Ja-Wort, um mal drei Tage im Konsum zu schwelgen.

Die 22jährige Monica genießt bereits ihren zweiten „luna de miel“. Ihre erste Ehe war nach zehn Monaten schon vorbei. Eigentlich hätten sie und ihr nun zweiter Mann Ricardo gar nicht heiraten müssen, erzählt mir die Studentin. „Wir haben sowieso eine gemeinsame Wohnung, und Kinder wollen wir erstmal nicht. Aber eine Hochzeit ist nun mal die einzige richtige Feier in Kuba.“ Während Ricardo an seinem Hähnchenschenkel nagt, schwärmt Monica von dem ganzen Wirbel am Hochzeitstag, dem gemieteten Straßenkreuzer, dem Prunk in der „casa de bodas“, dem Hochzeitshaus, ein restaurierter Palast am Paseo de Prado, den vielen Fotos. An ihrem Hochzeitskleid hat die Familie wochenlang genäht, die anschließende Feier hat fast alle Ersparnisse der Familie gekostet. Schade, daß sie nur drei Tage hier im Hotel bleiben können, sagt Monica. Von ihr aus könnte das ewig so weiter gehen.

Am Nebentisch ist eine deutsche Reisegruppe bei der fünften Runde Bier angelangt. Man singt. Ricardo legt sein abgenagtes Hühnerbein auf den Teller. „Also ich bin froh, wenn ich hier wieder raus bin. Ist irgendwie nicht so ganz meine Welt.“

Was Papst und Kartoffel gemeinsam haben: Alltag in der Spezialperiode

Bei meiner Ankunft kursierte ein Witz auf Kuba: „Die Zeit des Mangels wird bald vorbei sein“, raunte man sich vor den ärmlich bestückten Regalen der staatlichen Verteilstellen für Lebensmittel zu, „porque viene Papa“, weil der Papst kommt. Wenn dann in den allgegenwärtigen Warteschlangen heftig gekichert wurde, dann nicht etwa, weil sich die Kubaner vom „Papa“ aus Rom die Erlösung von allem Übel erhofften, sondern weil „Papa“ auch das kubanische Wort für Kartoffel ist.

Außer ihrem Galgenhumor bleibt den Kubanern sonst wenig zu lachen in der sich zur Normalität verkehrenden „Spezialperiode“. Daran hat auch der Papstbesuch nichts geändert. Der „papa“ bescherte „barbapapa“ Fidel zwar einen Imagegewinn und einen erneuten Punktsieg gegenüber den sonst allmächtigen Amerikanern, die Kubaner erhofften sich vom Papstbesuch allerdings weniger den kirchlichen als vielmehr einen ganz profanen Dollarsegen. Denn „no es facil“, es ist nicht einfach, war auch kurz vor dem Papstbesuch der stereotype Satz, mit dem fast jedes Gespräch über die Alltagsprobleme in den Straßen Havannas oder Santiagos de Cuba endete.

Daß Castro als Geste an den Heiligen Stuhl kurzerhand wieder Weihnachten eingeführt hat und den 25. Dezember zum Feiertag erklärte, haben die meisten Kubaner wohl mehr amüsiert als bewegt zur Kenntnis genommen. Auf Kuba haben Feiertage wenig Gewicht, weil sie die Alltagsprobleme höchstens erschweren und die Mittel für eine zünftige Feier ohnehin nur wenigen vorbehalten sind. Das „resolver“, das Besorgen der

notwendigsten Dinge, die es eigentlich nicht gibt, vom Klopapier bis zum Schweinebraten, das ist die Hauptbeschäftigung der kubanischen Bevölkerung, und bei dieser Tätigkeit interessiert kein Feiertag.

„Die 250 Pesos, die ich als Vorarbeiter einer Anstreichertruppe im Monat verdiene, lohnen eigentlich kaum das Aufstehen“, erzählt der 30jährige Camilo. Weil gegen Bezugsschein in den staatlichen Geschäften weder neue Sandalen für seine einjährige Tochter noch eine Flasche Wein zu haben sind, muß Camilo solche Sachen auf dem Schwarzmarkt kaufen. Oder er muß eines der Geschäfte aufsuchen, die zur Zeit in Havanna aus dem Boden schießen und unter staatlicher Regie Waren ausschließlich gegen Dollars verkaufen. Nach einer Stunde Schlangestehen vor der staatlichen Umtauschstelle bekäme er für sein Monatsgehalt wenig mehr als zehn Dollar ausgezahlt - zu wenig für ein Paar Kindersandalen.

Arbeit lohnt sich schon lange nicht mehr, weil vom üblichen Gehalt keiner mehr leben kann. Trotzdem ist Camilo gar nicht glücklich darüber, daß seine Truppe aus Mangel an Farbmateriale und Pinseln nicht arbeiten und er bei vollem Gehalt seit mehr als fünf Wochen ausschlafen kann. Denn das Lukrative an seinem Arbeitsplatz ist nicht das Gehalt, sondern die Farbe, die sich wunderbar auf dem Schwarzmarkt verkaufen läßt und das Überleben sichert.

„Diebstahl am Arbeitsplatz ist kubanische Normalität, weil es anders gar nicht geht“, meint Camilo mehr feststellend als entschuldigend. Und weil es jeder weiß und jeder, vom Hilfsarbeiter bis zur Bauaufsicht, auf diese „Nebeneinkünfte“ angewiesen ist, muß man nur dafür sorgen, daß jeder auch seinen Teil abbekommt: Sozialismus in den Zeiten der „Spezialperiode“. „Wir kämpfen weiter bis zum Sieg“, liest man über den Toren der staatlichen Tabakplantagen, aber niemand macht sich für einen Peso in der Stunde auf einem Tabakfeld den Buckel krumm, ohne daß er die besten Blätter abends mit nach Hause nimmt. Für die gerechte Verteilung sorgt der Vorarbeiter.

Not und Mangel haben die kubanische Gesellschaft bis in die feinsten Spitzen korrumpiert, und die Schattenwirtschaft im Zeichen des „resolver“ kennt weder Öffnungszeiten noch festes Regelwerk. Wenn Kubaner mit ihren zusammengeflackten Ladas und keuchenden Chevrolets eine Tankstelle aufsuchen, lassen sie die Zapfsäule erst einmal links liegen und halten einen kurzen Plausch mit dem Tankwart. In der Regel trifft man sich dann später in irgendeinem Hinterhof, wo der abgezweigte Sprit in Kanistern lagert und für die Hälfte des üblichen Preises zu haben ist.

Wer keinen Zugang zu Werten hat, die sich auf dem Schwarzmarkt versilbern lassen, ist angeschmiert - und das sind auf Kuba vor allem höher qualifizierte Arbeitskräfte. Ärzte gehören zu den allerärmsten, weshalb das zu Recht gepriesene Gesundheitssystem Kubas schon längst nicht mehr für alle gleich ist. Wer eine aufwendigere Behandlung wünscht, sollte schon einen Umschlag mit Dollars zur Untersuchung mitbringen - denn der Arzt will ja schließlich auch leben. So wäre die 27jährige Apothekerin Norma beispielsweise niemals Mutter geworden, wenn ihr ein französi-

scher Fotojournalist nicht 100 Dollar für eine gynäkologische Behandlung geschenkt hätte, die ihr der Arzt während der kostenlosen Untersuchung zwar als Möglichkeit genannt hatte, aber nicht durchführen wollte - mit der Begründung, durch ihre Unfruchtbarkeit sei ihre Gesundheit ja schließlich nicht gefährdet. Auch sonst haben kubanische Ärzte angesichts des akuten Mangels an Medikamenten wenig Freude an ihrem Beruf - wie der verzweifelte Kinderarzt in einer Poliklinik mitten in Havanna, der mehreren jungen Müttern mit schreienden Babys im Arm erklären mußte, daß gegen die grassierende Magen-Darm-Grippe bei Kleinkindern keine Medikamente zur Verfügung stünden.

Daß in vielen Schulen Bleistifte und Hefte nicht mehr an Schüler verteilt werden können, liegt oft daran, daß die Lehrer das zugeteilte Kontingent als mageres Zubrot nutzen. Mitunter sieht man Lehrer verschämt an einer Straßenecke stehen und die Sachen für ein paar Pesos verkaufen.

Wer keine krummen Sachen machen will, muß sich eben etwas anderes suchen: Der „teacher“, ein hochqualifizierter Sprachlehrer aus Pinar del Río, hat sich darauf verlegt, ein einzelnes Zimmer in der Wohnung seiner Mutter an Touristen zu vermieten - mit dem Frühstück, das auch noch ein paar Dollars bringt, übersteigt der Verdienst sein ehemaliges Dozenten Gehalt um ein Vielfaches. Elias, früher mal Leibgardist Fidel Castros, verdingt sich als Pizzabäcker. Der Apotheker Pedro hat sich aus einem alten Kinderwagen eine mobile Werkstatt gebaut und bietet Reparaturen und Ersatzteile für Einweg-Feuerzeuge an. Erschreckend viele junge Leute erlernen überhaupt keinen Beruf mehr. Sie warten den ganzen Tag darauf, einen „Deal“ zu machen - mit auffällig billigen Zigarren, einer Kiste Rum oder, falls man etwas Englisch beherrscht, als „jinete“. „Jinete“, was soviel wie Reiterchen bedeutet, ist eine treffende Bezeichnung dafür, einem Touristen „aufzusitzen“ und als dessen Urlaubsassistent zu arbeiten. Restaurantbesitzer und Vermieter von Privatunterkünften zahlen den „jinetes“ in der Regel eine anständige Kommission für die Vermittlung des Gastes. Von den zugeführten Mädchen, nicht selten die eigene Freundin oder Ehefrau, kassiert der „jinete“ natürlich das gesamte Honorar. Ein einträgliches Geschäft, bei dem nebenher auch noch ein paar Trinkgelder und Gratis-Essen abfallen.

„Unser täglich Brot gib uns heute“, forderte der Papst in jeder seiner vier Messen auf Kuba seinen direkten Vorgesetzten auf. Das tägliche Brötchen, „que nos da Fidel“, daß uns Fidel gibt, stöhnen die Kubaner, schrumpft je nach den Bedürfnissen des Lieferanten. „Sind sie nur halb so groß wie sonst“, weiß Orfelia, „haben sie in der Bäckerei mal wieder Mehl abgezweigt.“

Wie die meisten Hausfrauen Kubas verbringt Orfelia täglich mindestens eine Stunde damit, aus der Reis-Zuteilung die ungenießbaren Körner und Steinchen herauszuklauben. Wenigstens muß sie nicht in der Schlange vor den „bodegas“ stehen. Das macht der alte Gerardo für 40 Pesos im Monat. Er ist professioneller Schlangesteher und weiß immer, wo gerade was zuteilt wird. Und das ist zuwenig zum Leben und zuviel zum Sterben.

Während Orfelia den Reis säubert, zählt sie auf, was der staatliche Gabentisch für den gemeinen Kubaner bereithält: Jeden Tag ein Brötchen, alle 15 Tage 50 Gramm Kaffee; pro Monat sechs Pfund Reis, zehn Ounce Bohnen, sechs Pfund braunen und weißen Rohrzucker. Auf dem Bezugschein steht auch ein Pfund Fisch, wovon aber in der Regel weniger als die Hälfte genießbar ist. Die sieben Eier kommen „mit viel Glück“, das eine Pfund Fleisch läßt manchmal auch zwei Monate auf sich warten. Die letzte Zuteilung war ein übelriechendes, mit Soja vermisches Hackfleisch. Über einen Monat lang wurden weder Kekse noch Nudeln ausgegeben. Jetzt gab es dafür aber ein halbes Pfund Speiseöl pro Person, zum ersten Mal seit sechs Monaten. Schmalz wurde seit vier Monaten nirgendwo mehr verteilt. Jeder Person steht auch im Monat ein kleines Stück Kernseife zu, ob sie auch verteilt wird, ist eine ganz andere Frage. Zu besonderen Gelegenheiten, zum Beispiel einem Papstbesuch, kommt es schon mal zu einer Sonderzuteilung. Man sieht es mit einem lachenden und einem weinenden Auge: „Dafür, daß wir jetzt mal wieder Hühnchen hatten, müssen wir bestimmt wieder einige Monate bis zur nächsten Zuteilung warten“, sagt Orfelia.

Ihrer Familie bleibt nichts anderes übrig, die notwendigsten Dinge in staatlich geführten Dollar-Geschäften zu kaufen: Eine Dose Tomatenpüree, die es vor sechs Monaten das letzte Mal auf Bezugsschein gab, Unterwäsche für die fünfjährige Enkelin, ein bißchen frisches Gemüse. „Ohne uns den geringsten Luxus zu leisten, geben wir mindestens 800 Pesos im Monat aus, um eine vollständige Mahlzeit auf dem Tisch zu haben und nicht wie die Wilden herumzulaufen.“

Das erforderliche Geld auf würdevolle Art und Weise zusammenzubringen gelingt dabei nicht allen.

Die Stadt Havanna ist voll von jungen Mädchen, die zumeist ohne feste Bleibe aus den armen Ostprovinzen Kubas angereist und für eine lukrative Bekanntschaft mit einem Touristen zu allem bereit sind. Die „jineteras“ gehören zum Straßenbild Havannas wie die einsturzgefährdeten Häuser. Offiziell gibt es keine Prostitution in Kuba, aber wer halbwegs nach Dollars aussieht, den verfolgt sie auf Schritt und Tritt.

Um dem Papst eine saubere Stadt zu präsentieren, drehten im Vorfeld des hohen Besuches zahlreiche Sammelbusse ihre Runden. Viele der eingesammelten Mädchen verbrachten die Zeit des Papstbesuches in Gewahrsam. Die Polizei ging bei der Straßensäuberung so gründlich vor, daß sich auch anderweitig beschäftigte Frauen nur noch ungern allein auf die Straße wagten.

Neben der allgegenwärtigen Amateur-Prostitution scheint Kuba mittlerweile auch ein willkommener Ort für Drogentouristen zu sein. „Nieve“ (Schnee) wird Ausländern nachts ebenso häufig angeboten wie Zigarren, Rum und Mädchen. Und die Feststellung, Havanna sei ein sicherer Ort, gehört mittlerweile der Vergangenheit an. Selbst Kubaner sind in der Altstadt oder im Zentrum Havannas nicht vor Überfällen sicher. Wer mit Wertsachen in den vollgestopften Bussen unterwegs ist, deponiert sie in der Unterhose. Hieß es noch vor wenigen Jahren in einem deutschen Reise-

magazin, das Schöne an Havanna sei, daß man nachts um drei Uhr unbeschwert nach Hause torkeln könne, sperren heute Kubaner ihr Auto von innen zu, wenn sie nachts ins Zentrum fahren.

„Die Hemmschwelle, einem Ausländer Börse und Uhr mit Gewalt abzunehmen, ist gesunken, seitdem immer mehr Touristen und teure Geschäfte den armen Kubanern vorführen, was problemlos für Dollars zu haben ist“, muß der Streifenpolizist Carlos zugeben, auch wenn er es nicht gerne tut.

„Als es noch keine Touristen gab, war alles viel friedlicher“, sagen viele. Die ungewöhnlich starke Polizeipräsenz in Havanna - besonders in von Touristen frequentierten Zonen - macht das Problem für jeden sichtbar.

Auf Selbsthilfe ist dagegen die Landbevölkerung Kubas angewiesen. So schiebt der 70jährige Luis, längst pensionierter Polizist im 50 Kilometer von der Hauptstadt entfernten Ort Guida de Melena, Wache auf den Feldern einiger Bauern, denen der Staat seit einigen Jahren gestattet, auf einer kleinen Fläche privat zu wirtschaften und ihre Produkte auf freien Bauernmärkten anzubieten. Bewaffnet mit einer Schrotflinte und einem amerikanischen Fahrrad aus den 50ern macht Luis für 40 Pesos jede Nacht Jagd auf Diebe. Und die kommen meistens aus dem „Oriente“, dem bitterarmen Osten der Insel. „90 Prozent von den Orientalen sind Verbrecher“, weiß Luis aus Erfahrung, tippt auf seine Flinte und führt ächzend vor, wie diese armseligen „Verbrecher“ mit Säcken über die Yucca- und Bohnenfelder kriechen, um etwas Eßbares zusammenzuklauben. Daß sie eventuell nur der Hunger dazu treibt, weiß Luis auch. Doch in diesen Zeiten ist Nächstenliebe ein relativer Begriff.

Luis neuester Kunde ist Horacio, dem in einem Monat sechs Ferkel gestohlen wurden. Die Nächte vor Neujahr hat der private Kleinbauer im Schweinestall bei seinen verbliebenen drei Sauen geschlafen. Denn das traditionelle Silvestermahl auf Kuba ist ein deftiger Schweinebraten. Um der Familie das bieten zu können - das weiß jeder Bauer in Guida de Melena - riskieren viele Kopf und Kragen. Daß zwischendurch Weihnachten war, haben weder Horacio noch Luis mitbekommen.

Derweil wird in den Souvenirshops Kubas ein neuer Artikel verkauft. Wo bisher T-Shirts mit dem Porträt Che Guevaras dominierten, ist jetzt auch das Papst-T-Shirt zu haben: Fidel Castro beim freundschaftlichen Händedruck mit Johannes Paul II. Besonders beliebt bei Kubanern, weil besonders billig: Ein Shirt mit dem Aufdruck „Johannes Paul II., Botschafter der Hoffnung und der Wahrheit“ - ein seltsam wirklichkeitsferner Slogan, ist doch die Hoffnung der illegal in Havanna lebenden Familien aus dem Osten der Insel, irgendwie über die Runden zu kommen. „Sie leben wie Tiere in irgendwelchen baufälligen Ecken, immer auf der Hut vor der Polizei, die sie zurückschicken könnte“, erzählt die Fernsehjournalistin Maivy. Und die bittere Wahrheit sei, daß die Kinder dieser Leute die Botschaft des Papstes nicht lesen können, weil sie nur in ihrem Heimatort das Recht haben, eine Schule zu besuchen - die neuen Analphabeten Kubas.

Zwei Tage vor der Ankunft des Papstes sorgte das Naturphänomen „El Niño“ mal wieder für ein paar heftige Sturmböen. Vom Haus des Anstrei-

chers Camilo, ein heruntergekommenes Gebäude aus der Jahrhundertwende im Zentrum Havannas, regnete es marode Art-Deco-Verzierungen auf die Straße. „Der Papst sollte seinen Heiligenschein gegen einen Sturzhelm eintauschen, wenn er eine Stadtrundfahrt machen will“, frotzelt ein Nachbar. „Kennst Du schon den neuesten Witz?“, fragt Camilo. „El Niño (zu deutsch: Kind) kommt jetzt nicht mehr, weil sie den Kindern die Milchzuteilung streichen werden, wenn der Papst wieder weg ist!“

Bröckelndes Erbgut: Die Altstadt Havannas

Roberto ist Bauingenieur und hat eine eigene Firma. Zusammen mit seinem Sohn und einer Handvoll Angestellter führt er die Bauaufträge aus, die von staatlichen Bautrupps nicht erledigt werden können. Im Moment verdient er gut: er hat mir ein Zimmer seiner Wohnung vermietet, für ein paar Dollar am Tag. Wir beide sind glücklich, denn die Wohnung liegt im fünften Stock eines soliden Hauses aus den 50er Jahren, es gibt fließendes Wasser und sogar der Aufzug funktioniert. Vom Balkon aus kann man auf die Altstadt Havannas schauen. „Ich glaube, wenn hier mal ein richtiger Hurrikan durchzieht, dann steht die Hälfte der Häuser nicht mehr“, sagt Roberto und nimmt einen kräftigen Schluck Rum. „Und sie fällt irgendwann mitsamt ihrer Unterwäsche auf die Straße“, und meint damit die Hausfrau im Haus nebenan, die gerade auf ihrem baufälligen Balkon Wäsche aufhängt. Der Boden unter ihr ist gefährlich abschüssig und wird nur von einem maroden Holzbalken abgestützt, der auf dem unteren Balkon festgekeilt ist. An der Hauswand zeigt sich ein faustbreiter Riß. Atemberaubend gefährlich und trotzdem eher der Normalfall.

Die Altstadt und das Zentrum von Havanna gleicht an vielen Stellen einer Ruinenstadt, überall stößt man auf Spuren des Verfalls. In einem Essay über seine Heimatstadt schrieb Manuel Pereira, ehemaliger Kulturattache Kubas bei der UNESCO in Paris, folgendes: „Meine Großmutter wohnte ein halbes Jahrhundert lang in einem Mietshaus am Hafen, und als sie aus gesundheitlichen Gründen von dort wegziehen mußte, stürzte wenig später die Decke ihrer Wohnung ein, aus purer Traurigkeit.“

Der Autor führt die Ursache für den Einsturz jener Wohnung auf die sogenannte „baraka“ zurück, eine Art muslimische Heiligkeit, die Gebäuden nach Jahren liebevollen Gebrauchs durch gutherzige Leute anhaftet. Allerdings muß man festhalten: die Großmutter hat ziemlich viel Glück gehabt.

In Havanna stürzt regelmäßig irgendwo eine Wohnungsetage oder ein Treppenhaus in sich zusammen und begräbt die Bewohner unter sich. Nicht etwa nur in finsternen Seitengassen, sondern auch im unmittelbaren Zentrum der Stadt, auch gegenüber dem Capitolio, dem monströsen Nachbau des Kapitols in Washington. Wenn wie jeden Abend um neun ein Kanonenschuß über die Bucht donnert, dann stellen die Bewohner der „solares“, der

in Mietskasernen umgewandelten alten Paläste, nicht nur ihre Uhr danach - sie horchen auch darauf, ob nach dem Schuß das Treppenhaus noch steht. Auf der Straße sieht es nicht viel besser aus. Ein Kabarettist hat mal nachgerechnet, daß jeder der zwei Millionen Habaneros mindestens ein mittelgroßes Schlagloch sein eigen nennen darf. Er könnte Recht haben.

Altstadt und Festungsanlagen Havannas rechnet die UNESCO seit 1981 zum Weltkulturerbe. Wie keine andere verkörpert diese vor 460 Jahren gegründete Stadt architektonisch den Brückenschlag der „Alten“ Welt Europas zur „Neuen“ Welt Amerikas; „La Habana Vieja“, die schöne Alte, ist das am besten erhaltene koloniale Stadtensemble des spanischen Amerika - trotz der Spuren des Verfalls. Die Vermischung zahlreicher Kulturen hat sich auf das Erscheinungsbild Havannas übertragen, und heraus kam dabei eine Art „architektonisches Mestizentum“, wie es Pereira nennt. Die Altstadt sei geprägt vom „estilo sin estilo“, vom Stil ohne Stil, schrieb Pereiras Kollege Alejo Carpentier in seinem berühmten Essay „Stadt der Säulen“. Denn fast alle Baustile sind hier anzutreffen, meistens übertrieben, aber so kunterbunt durcheinandergewürfelt, daß sie sich laut Carpentier „wie durch Amalgam“ zu einem Gesamtbild fügen.

Bei der Entstehung Havannas haben die klimatischen Bedingungen eine wesentliche Rolle gespielt. Den Erbauern ging es darum, möglichst viel Schatten zu erzeugen. Die alten Häuser stehen eng zusammen, damit ein Teil der Straße immer vor der sengenden Sonne geschützt ist. Die Bauweise erinnert oft an das spanische Andalusien, sehr angemessen bei den kubanischen Temperaturen. Die Temperatur innerhalb der Gebäude ist immer ein wenig niedriger als draußen. Angeblich besitzt Havanna mehr Säulen als jede andere Stadt des amerikanischen Kontinents, um die vielen schattenspendenden Arkaden zu stützen, ohne die kein Haus auskommt.

Die Altstadt mit ihren alten Palästen, Plätzen, der Kathedrale und einer der ältesten Festungsanlagen Lateinamerikas ist die größte touristische Attraktion Havannas - und dennoch gleicht das Flanieren durch die Stadt der Säulen mehr einem Hindernislauf um Schlaglöcher, Müll- und Schutthaufen. Scheinbar unaufhaltsam fällt die Altstadt in sich zusammen. Erst seitdem der Tourismus als Geldquelle der Zukunft entdeckt worden ist, versucht die Regierung zu retten, was zu retten ist. „Mehr als 30 Jahre ist hier überhaupt nichts zur Erhaltung der Bausubstanz getan worden“, meint der Architekt Ramón Collado, der als technischer Koordinator für einen Teil der Restaurierungsarbeiten zuständig ist. „Es grenzt an ein Wunder, daß noch so ein großer Teil der Gebäude steht.“

Dabei ist der Revolution zunächst zu verdanken, daß die Altstadt überhaupt noch steht. Im Zeitgeist der 50er Jahre sollte das gesamte Areal in ein riesiges kommerzielles Zentrum umgewandelt, die Bewohner in Zweckbauten an den Rand der Stadt umgesiedelt werden. Zu den prominentesten Opfern jener Politik unter dem Diktator Fulgencio Batista zählte das Kloster San Juan de Letrán, in dem die erste Universität Havannas untergebracht war. Es wich einem Betonklotz samt Hubschrauberlandeplatz, der heute als Erziehungsministerium genutzt wird. Die Revolutionäre ließen

von solchen Plänen ab - allerdings eher unfreiwillig aus Geldmangel. Stattdessen wurde „Habana Vieja“ dem Verfall preisgegeben. Eine Sanierung und Maßnahmen zur Erhaltung der Bausubstanz paßten nicht ins revolutionäre Konzept, das eine Verbesserung der Lebensverhältnisse für die Landbevölkerung vorsah und die Städte nicht noch attraktiver machen wollte, um eine Landflucht zu verhindern.

Der Kern der Altstadt wird nun seit Ende 1995 planmäßig „revitalisiert“. In einem „Plan Maestro“ wurde dazu im Vorfeld eine Studie verfaßt, die einen Eindruck vom Umfang der Probleme und Zustände gibt. Der wiederherzustellende Teil der Altstadt umfaßt 214 Hektar mit rund 4 000 Gebäuden, von denen mehr als 900 als besonders schützenswert gelten. Dort leben rund 71 000 Menschen - ein mehrfaches von dem, was der Wohnraum eigentlich zuläßt. Mehr als die Hälfte der Bewohner sind weiß, fast ein Drittel Mulatten, fast ein Fünftel Schwarze und etwas mehr als 100 Personen sind asiatischer Herkunft. Zum größten Teil sind die Bewohner Immigranten. Sie stammen zumeist aus den östlichen Provinzen Kubas, dem traditionellen Armenhaus der Insel. Mehr als ein Drittel von ihnen lebt bereits seit 20 Jahren in der Altstadt Havannas, rund ein Viertel ist in den vergangenen fünf Jahren hergezogen.

Im historischen Zentrum gibt es 22 516 Wohnungen, von denen 166 leer stehen. Die Hälfte dieser Wohnungen hat „barbacoas“, eine typische architektonische Besonderheit Kubas. In die bis zu fünf Meter hohen Räume der alten Wohnhäuser haben die Bewohner nachträglich Decken eingezogen, um zusätzlichen Wohnraum zu gewinnen. Als Baumaterial diente ihnen dabei alles, von der alten Tür bis zur Wellpappe. Als Indiz für die generelle baustatische Güte der „barbacoas“ kann man eine Szene aus dem kubanischen Spielfilm „Amor vertical“ werten, der zum Festival des lateinamerikanischen Films Ende 1997 in den Kinos der Hauptstadt anlief. Ein wohnungsloses Liebespaar sucht darin verzweifelt eine Schlafgelegenheit in Havanna, um seine Liebe auch mal richtig ausleben zu können. Bei einer befreundeten Familie dürfen sie sich schließlich auf die „barbacoa“ begeben - mit durchschlagendem Erfolg. Doch auch wenn die „barbacoas“ der Belastung standhalten - aus den einst luftigen Wohnoasen der Altstadt sind auf diese Weise muffige Schlafzellen geworden: Eine Folge der massiven Immigration nach Havanna. „Wo früher eine Familie wohnte, sind heute fünf bis sechs Familie anzutreffen“, erklärt mir Lázaro Baró, Präsident des Volksrates im Altstadtviertel San Isidro. Und deshalb sei eine Wiederherstellung der Altstadt nicht nur ein technisches, sondern auch ein soziologisches Problem.

Ein Drittel der Wohnungen - so die Studie - verfüge über keinen Wasseranschluß, die sanitäre Situation sei kritisch. Als alarmierend wird der bautechnische Zustand der Wohnungen bezeichnet: bei 43 % zeigen sich Konstruktionsfehler in den Dächern, bei 42 % Risse und einsturzgefährdete Wände. Bei 24 % sind bereits Wohnungsteile eingestürzt, bei 51 % dringt Feuchtigkeit durch das Dach oder Zwischendecken, während sich bei 38 % eindringendes Wasser an den Wänden zeigt. Die Bewohner hätten oft ver-

sucht, die baulichen Probleme mit eigenen Mitteln zu lösen, und das in der Regel ohne angemessene technische Kenntnisse. Dies habe in einigen Fällen die Sache noch verschlimmert. Es zeigt viel von kubanischer Denk- und Lebensart, wenn in der Studie vorgeschlagen wird, eine spezielle Untersuchung in den Fällen anzustellen, in denen die improvisierten Baumaßnahmen ihren Zweck erfüllt haben.

Revitalisierung mit Mojitos

Sein Arbeitsplatz ist in einer ehemaligen Schuhwerkstatt und sieht auch ein bißchen so aus. Ramón Collado, ein junger Architekt, sitzt auf einem Klappstuhl vor einem winzigen Schreibtisch. Hinter ihm an der Wand ein Plan des Stadtviertels San Isidro: Rote, gelbe und grüne Flächen markieren den Stand der Restaurierungsarbeiten. San Isidro ist der älteste Teil Havannas, traditionell wohnten hier, direkt am Hafen, die ärmsten Leute der Altstadt. Das ist auch heute noch so. „So richtig schön hat es hier nie ausgesehen“, sagt Ramón, während er mich durch sein Reich führt, um Pfützen lotst und mir erklärt, wie hier gearbeitet wird.

Auf der Straße wird an einigen Ecken Mörtel angerührt, die Fassaden einiger Gebäude bekommen einen neuen Anstrich, doch man merkt: hier geht alles sehr langsam voran. Es fehlt an Geld. Von der UNESCO kommt wenig, die Organisation steckt selbst in argen finanziellen Schwierigkeiten. Für repräsentative Gebäude findet sich zwar schon mal ein europäischer Sponsor, aber das reicht nicht. Die wenigen Mittel werden zu einem großen Teil durch das Büro des Stadthistorikers Eusebio Leal verteilt, in dem ein Konzept zur Selbstfinanzierung der Sanierung ausgearbeitet worden ist. Fast alle Souvenirläden, Kioske und Gaststätten, in denen gegen Dollars Waren verkauft werden, laufen seit zwei Jahren unter der Regie des „Historiador“, der zu diesem Zweck regelrechte Firmen installierte. Deren Gewinne fließen in seine Kasse. Wer in einer der schönen Bars an der Plaza de Armas gegenüber dem Gouverneurspalast hemmungslos dem „Mojito“ verfällt, jenem Cocktail aus Rum, Limettensaft und „Hierbabuena“, dem guten Kraut, kann das also guten Gewissens tun - er finanziert die Altstadt-sanierung kräftig mit. Um Dollars für das Projekt locker zu machen, läßt man nichts unversucht. So verlangt Eusebio Leal beispielsweise für ein Fernseh-Interview mittlerweile 1 000 Dollar. Für „nicht“-zahlende Journalisten ist er somit auch so gut wie nicht zu sprechen.

Für die eigentlichen Restaurierungsarbeiten müssen staatliche Firmen Kontingente an Personal und Material abstellen und bekommen einen bestimmten Bereich des Sanierungsgebietes zugeteilt. „Das funktioniert nicht immer“, sagt der Architekt Ramón. An einigen Wohnblocks wurde seit Monaten nicht mehr gearbeitet. Warum, das weiß dann auch das Architektenteam nicht. Die organisatorischen Fäden laufen auf Kuba eben nicht immer, sondern eher selten an einer Stelle zusammen.

Seine Arbeit ist mühselig, immer muß man um die geringsten Kleinigkeiten wie einen zusätzlichen Sack Zement oder einfach nur Holzlatten kämpfen. Doch entscheidend ist für Ramón, daß mit der Sanierung kein entvölkertes Museum entstehen soll, sondern daß es darum geht, die Lebensbedingungen der Bewohner zu verbessern. Die sind zum Teil katastrophal. „Gebaut wurde die Altstadt für rund 40 000 Bewohner, heute hat sie mehr als doppelt so viele. Das verursacht erhebliche technische Probleme, weil die gesamte Infrastruktur für weniger Bewohner ausgelegt ist.“ Die Wasserleitungen sind überlastet oder im Laufe der Jahrzehnte schlicht verrottet. Jede zweite Hausfrau im Viertel San Isidro muß mit Eimern ihr Wasser holen - zum Kochen, Waschen und Trinken. Pausenlos sind hier die „pipas“ unterwegs, die rachitischen Tanklaster mit ihrer ständig überschwappenden Wasserladung. Die „pipa“ ist über drei Häuserblöcke zu hören, wenn ihre altersschwachen Pumpen mit einem Höllenlärm das Wasser in die Hauszisternen befördern. Die Müllabfuhr arbeitet ausgesprochen sporadisch, es riecht an vielen Stellen verdächtig übel. Der stechende Kerosingeruch des „lubricante“, der behelfsmäßigen kubanischen Domestos-Variante, die sich auch, wenn mal wieder das Gas abgestellt wird, als Brennstoff für den Notkocher nutzen läßt, weckt nicht sonderlich viel Vertrauen in die hygienischen Verhältnisse. Zum alltäglichen Bild gehören deshalb auch die sanitären Eingreiftrupps, die mit Insektiziden und anderen Chemikalien, deren Bestandteile man besser nicht erfragt, ganze Treppenhäuser und Wohnungen einnebeln.

„Keiner soll wegziehen müssen, und deshalb ist es unsere Hauptaufgabe, die Wohnverhältnisse der Leute zu verbessern“, meint Ramón und betritt mit mir den Innenhof eines alten Mietshauses. „Früher kam man hier kaum rein, weil die Leute sich vor ihre Wohnungstüren noch kleine Häuschen gebaut hatten, um einige Quadratmeter zusätzlich Platz zu haben. Die mußten natürlich weg. Dafür ist jetzt das obere Stockwerk wieder bewohnbar. Das wäre beinahe samt der ganzen Holzgalerie eingestürzt.“

In den größeren Mietshäusern zeigt sich ein weiteres Problem, mit dem ganz Havanna zu kämpfen hat: Durch den Wechsel der Besitzverhältnisse vom Privateigentum zum Kollektivbesitz hat es jahrzehntelang keine Bemühungen mehr um den Erhalt der Gebäude gegeben. Familien wurden Wohnungen zugeteilt, für die sie so lange eine geringe Miete an den Staat zahlten, bis sie selbst Eigentümer der Wohnung wurden. Doch für Hausfassade, Treppenhaus, technische Installationen und das Dach fühlte sich niemand verantwortlich. Hinzu kommt das aggressive kubanische Klima mit seiner hohen Luftfeuchtigkeit, mit dem hohen Salzgehalt der Luft - Bedingungen, die die Bausubstanz stark belasten und die eigentlich systematische Erhaltungsmaßnahmen erforderlich machen würden. Nur die hat es während der letzten 30 Jahren nicht gegeben.

Die Konsequenzen führt mir Ramón nur eine Straße weiter vor: Ein Trümmerfeld, auf dem einmal sechs Häuser gestanden haben. Einzelne Wände stehen noch verloren herum, dazwischen Schutt. Ein Abrißkommando war nicht hier, alles ist von allein in sich zusammengefallen. Ein

angrenzendes Haus wird mit schweren Balken abgestützt. Wir müssen unter weiteren Stützbalken hindurchkrabbeln, die quer über die Straße stehen, weil sich eine Jugendstilfassade wie eine Kaugummiblaste nach außen wölbt. Trotz der Behelfsstützen wirkt das ganze wenig vertrauenerweckend, in dem Haus wohnen aber vier Familien. Ich muß daran denken, daß nur einige Tage zuvor in einem anderen Stadtteil Havannas ein ehemaliges Altenheim in sich zusammengebrochen war. Drei Menschen starben dabei, angeblich, weil sie versucht hatten, aus dem leerstehenden Haus Steine und Baumaterial herauszubrechen.

„Jeder Bewohner hatte das Recht auf Wohnung. Man wollte dadurch die Möglichkeiten einer Immobilienspekulation vermeiden. Und so hat die Regierung viel Energie in den Bau neuer Wohnstädte investiert, billig und schnell gebaut, und darüber vergessen, das bestehende zu erhalten“, erzählt Ramón. In „Habana del Este“, der jenseits der Bucht gelegenen Wohnstadt, sind die Relikte jener Politik zu betrachten: Grauer sozialistischer Plattenbau, Ergebnis der staatlichen Bemühungen um eine Industrialisierung der Bauwirtschaft mit vorgefertigten Betonteilen. „Auch wenn sie ihr Wasser in Eimern holen müssen - von den Altstadtbewohnern will dort keiner hinziehen“, weiß Ramón.

Von vorgefertigten Betonteilen will hier sowieso keiner etwas wissen, auch wenn aus Materialmangel ein Dachbalken schon mal durch angelieferte Stahlbetonstreben ersetzt werden muß. Der ganze Stolz der Mitarbeiter des Stadthistoriker-Büros ist die Handwerkerschule, in denen die eigenen Leute zum Teil vergessene Baukunst wieder erlernen. So erstrahlen heute einige alte Paläste in neuem Glanz, allerdings oft ohne die Bewohner, die vor der Restaurierung darin wohnten.

„Es ist heute ein Glück, in der Altstadt von Havanna zu leben“, sagt mir der Architekt zum Abschied. Eine Touristengruppe kommt an uns vorbeimarschiert, ein paar Nachbarskinder wittern Geschäfte, und die verfallene Straße hat plötzlich etwas von einem Erlebnispark.

Epilog

Leider ist dies der vorerst letzte Bericht, den ein Kühn-Stipendiat über Kuba verfaßt. Das Kuratorium der Stiftung hat sich nach meiner Rückkehr entschieden, keinen Stipendiaten mehr auf die „Königin der Antillen“ zu schicken. Der Grund für diesen Beschluß sind die Schwierigkeiten bei der Beschaffung eines Journalisten-Visums und vor allem die fehlende Betreuung durch deutsche Einrichtungen oder Institutionen vor Ort. Die Deutsche Botschaft in Havanna hatte sich zwar angeboten, aber schließlich doch zu wenig Interesse gezeigt, um eine Hilfe zu sein. Die ist allerdings notwendig, wenn man auf Kuba vernünftig journalistisch arbeiten will. Sonst wird es einem nicht gerade leicht gemacht.

Die Entscheidung, Kuba wieder aus dem Programm zu streichen, ist bedauerlich. Es sollte vielmehr - gerade auch unter entwicklungspolitischem

Aspekt - notwendig sein, die Insel und ihre künftige Entwicklung nicht aus dem Auge zu verlieren. Dafür spricht einiges.

Zum einen ist Kuba von Europa gar nicht so weit entfernt, wie der 10stündige Flug dorthin suggerieren mag. Kuba ist Spanien kulturell und damit Europa näher als viele andere lateinamerikanische Länder. Havanna, die Hauptstadt Kubas, wurde in früheren Jahren häufig als die zweitgrößte Stadt Spaniens bezeichnet. Dieser Satz hat heute noch seine Berechtigung, auch wenn das Erscheinungsbild Havannas sehr gelitten hat.

Zum anderen unterscheidet sich Kuba in einem wesentlichen Punkt ganz erheblich von anderen Ländern des amerikanischen Kontinents, die noch als Entwicklungs- oder Schwellenländer bezeichnet werden: Im Gegensatz zu ihnen verfügt Kuba längst über einen relativ hohen Bildungsstandard und ein flächendeckendes Gesundheitssystem. Noch, muß man dazu sagen, denn die schwierige wirtschaftliche Situation Kubas hat zur Folge, daß diese sozialen Errungenschaften nicht mehr auf dem erreichten Niveau gehalten werden können.

Kuba ist nicht die paradiesische Welt, die den vielen Touristen präsentiert wird. Aber wie auch immer das politische System Kubas zu beurteilen ist - eines müssen auch die schärfsten Gegner des Regimes unter Fidel Castro eingestehen: Durch die Isolierung des Landes vollzieht sich dort das Gegenteil von Entwicklungspolitik, und es trifft wie immer diejenigen, die am wenigsten dafür können. Mit dem Verweis auf ein menschenrechtsverletzendes kommunistisches Regime die Kubaner sich selbst zu überlassen bedeutet am Ende, das Land entweder erneut in Abhängigkeit oder weiter in die Isolation zu drängen. Und deshalb sollte die Heinz-Kühn-Stiftung weiter nach einer Möglichkeit suchen, Stipendiaten auf die Insel zu schicken.